Vierte Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 36. Sonntag den 5. Februar 1888. 82. Jahrgang.

Das deutsche Bürgerthum in Oesterreich.

* In dem Sturm und Drang der Reichsrathseröffnung in Oesterreich verhallte ein gewichtiges Mahnwort, das von der Absetzung des deutschen Bürgerthums in Oesterreich sprach, ohne die Wirkung zu erzielen, die es verdiente. Der Abg. Baron Dumreicher, einer der geistvollsten und weitschauendsten Männer im österreichischen Reichsrathe, sprach dies Wort in einem Vortrage über den Mittelstand in Oesterreich aus. Der Vortrag wurde dieser Tage in Druck gelegt und — confiscirt. Dem Geist, der aus ihm spricht, kann man freilich nicht confisciren: „die Zukunft der Deutschen in Oesterreich beruht auf dem deutschen Bürgerstande, dem aller Städte Oesterreichs, wo deutsch gesprochen wird, überhaupt; ganz besonders aber lastet auf dem Bürgerstande der deutschen Reichshauptstadt Wien ein großer Theil der Pflicht, die allen Deutschen in der Monarchie auferlegt ist.“ Dumreicher führte nun aus, wie das deutsche Bürgerthum in den Städten Oesterreichs allmälig durch die ökonomischen Veränderungen, durch die Entwickelung der Maschinenindustrie, welche mit geringen Lebensansprüchen ausgestattete Arbeitermassen in die Städte führte, seinen einheitlichen Charakter verlor, wie aus dem slawischen Arbeiter-Proletariat sich allmälig ein Mittelstand herausbildete, der das Deutschthum immer mehr durchsetze und der nun seine Jugend in der Tendenz erzieht, immer mehr und mehr einen gebildeten slawischen Bürgerstand zu schaffen, der das deutsche Element aus seinen Stellungen verdrängt, wie es thatsächlich in Prag, in Pilsen geschah, wie es in Budweis drohend bevorsteht und wie es in kürzerer oder längerer Zeit anderen deutschen städtischen Mittelpunkten in den gemischtsprachigen Ländern droht, wenn die nationale Abwehr nicht rücksichtslos gehandhabt wird. Die Folgen jeder Vernachlässigung würden dann ungeheuer sein. Zwischen den in slawische Hände gerathenen Nord- und Südprovinzen verbleibt dann nur eingekeilt ein geschlossener deutscher Sprachbestand von etwa 40 Meilen nordsüdlicher Breite, meist Gebirgs- und Alpenland, wenig geeignet zu volkswirthschaftlicher Entfaltung und Populationsvermehrung. Nur einen Punct besitzt das Sprachgebiet, der mit Bedingungen zur Entfaltung höchster Lebensenergie des Ubergerthums begabt erscheint: Wien. Aber auch hier zeigen und mehren sich ganz dieselben Erscheinungen, welche in den verflossenen Jahrzehnten die Verdrängung des alteinheimischen Bürgerthums durch nachrückendes slawisches Volk in so vielen anderen Städten Oesterreichs bewirkt haben. Aus den deutschen Hochgebirgsländern empfängt die Reichshauptstadt wenig Bevölkerungszuschuß. Böhmen und Mähren geben ihren Menschenüberfluß nach Wien ab. Die unteren Schichten sind hier schon so vollgesogen mit czechischen Ansiedlern, daß der überfüllige Grundstock des Almienerthums neue Zuwanderer sich kaum mehr zu assimiliren vermag. Schon treten die Gegensätze hervor, und dieser Gang der Dinge gestaltet sich auch bedenklich für den Staat. Denn ein national zersetztes Wienerthum würde von gar keiner Nationalität mehr als Mittelpunct ihres Volkslebens betrachtet und dadurch der Staat in einer seiner wenigen großen organischen Bildungen entkräftet und verlebend mechanisirt werden. Für die Deutschen Oesterreichs ist Wien noch ein solches Centrum. Das hört aber immer mehr auf, je mehr sich das nationale Gepräge dieser Stadt auflöst. Die anderen Völker werden wie die Sympathien für Wien gewinnen, welche sie für ihre localen Mittelpuncte hegen, auch wenn ihre Zuwanderung in die Hauptstadt deren deutschen Charakter aufgelöst hätte. Diese Zuwanderung spiegelt sich in der Statistik der Gewerbelehrlinge, welche die industriellen Vorbereitungscurse besuchen. Bis zum Jahre 1885 bildeten die deutschen Schüler dieser Curse noch die Mehrheit; seither sind sie in die Minderheit gedrängt, und jedes Jahr weist eine stärkere Majorität czechischer Frequentanten auf. Aus diesen slawischen Lehrlingen gehen die Wiener Gewerbemeister der Zukunft hervor. Nun sind aber heute schon die czechischen Meister in den Genossenschaften der größten Handwerkszweige Wiens so zahlreich, daß ihre deutschen Berufsgenossen sich der Slawisirungsbestrebungen theils nur mit Anstrengungen, theils gar nicht mehr erwehren können. Was wird dann erst in Zukunft werden?

Das ist ein rechtes „Werk's Wien!“, das aus diesen Erscheinungen spricht. Wird in Wien selbst nicht der schroffe Geist der nationalen Abwehr in gleichem Maße rege, wie er in Deutschböhmen oder in Steiermark sich zu regen beginnt, dann hat das Slawenthum in der That, so erschreckend und bizarr es vielleicht den meisten Reichsdeutschen klingen mag, große Aussichten, während des nächsten Menschenalters zu einer hervorragenden Rolle in Wien zu gelangen. Dies sollte auch denjenigen Wienern zu denken geben, welche die deutsche Sache an und für sich kalt läßt. Denn die slawische Bewegung hat im Laufe des Jahrhunderts ihren Inhalt geändert und ist von der slawischen literarischen Wechselseitigkeit zum politischen Panslawismus vorgeschritten.

Aus dem preußischen Landtage.

§§ Berlin, 3. Februar. Die Commission des Abgeordnetenhauses, welche die Vorlage, betreffend die Erleichterung der Volksschullasten, zu berathen hat, begann heute die Specialdiscussion des Entwurfs. § 1 bestimmt, daß aus der Staatscasse ein jährlicher Beitrag zu der Besoldung der Lehrer und Lehrerinnen an den Volksschulen zu leisten ist, und zwar 1) für einen alleinstehenden, sowie für einen ersten ordentlichen Lehrer 400 ℳ, 2) für einen anderen ordentlichen Lehrer 200 ℳ, 3) für eine Lehrerin, sowie für einen Hilfslehrer 100 ℳ. Hierzu lagen vier Verbesserungsanträge vor; 1) vom Abg. Dr. Brüel, statt der Nr. 1—3 zu setzen: a. für einen ordentlichen Lehrer 200 ℳ, für eine Lehrerin und einen Hilfslehrer 100 ℳ, b. für alle Lehrer und Lehrerinnen ein Sechstel ihres Diensteinkommens; 2) vom Abg. Tramm (nationallib.), für den Fall der Ablehnung des Brüel'schen Antrages, im § 1 zu setzen statt zu 1, 2 und 3: 1) für einen ordentlichen Lehrer 350 ℳ, 2) für eine Lehrerin und einen Hilfslehrer 250 ℳ; 3) vom Abg. Freiherr v. Zedlitz (freicons.): die Nummern 2 und 3 des § 1 folgendermaßen zu fassen: 2) für einen anderen ordentlichen Lehrer 300 ℳ, 3) für einen Hilfslehrer und Hilfslehrerin 100 ℳ und schließlich 4) vom Abg. v. Rauchhaupt (cons.) im § 1 sub 2 statt 200 ℳ zu setzen 300 ℳ und sub 3 statt 100 ℳ — 150 ℳ. Nach fast dreistündiger Debatte wurden die ersten beiden Anträge abgelehnt, der Antrag von Zedlitz dagegen mit 16 gegen 11 Stimmen angenommen. Der Antrag v. Rauchhaupt war damit beseitigt. In der Discussion hatte der Regierungsvertreter wiederholt ersucht, die Bewilligung innerhalb der Grenzen der ausgeworfenen 20 Millionen zu halten. Der Antrag v. Zedlitz geht um etwa 3 Millionen darüber hinaus.

Unser heimisches Bäckergewerbe.

* Als wir in der Nummer vom 31. Januar die Leistungen unseres heimischen Bäckergewerbes einer Besprechung unterzogen, da haben wir den Wunsch daran geknüpft, es möge auch von direct betheiligter Seite das Wort ergriffen werden, um, wenn das möglich sei, den erhobenen Tadel zu entkräften. Es sind uns bis jetzt aus den Kreisen der hiesigen Bäcker zwei Einsendungen zugegangen, die wir recht gern zum Abdruck bringen, ohne daß wir vorerst eine Erwiderung daran anschließen, welche wir uns für später vorbehalten. Die Einsendungen lauten:

Der Umstand, daß Ihr Artikel über „unser heimisches Bäckergewerbe“ aus den Kreisen der zur Innung gehörigen Bäcker eine sachgemäße Widerlegung bis jetzt noch nicht gefunden hat, veranlaßt mich zu einer eingehenden Erörterung desselben, weil sonst leicht die Meinung entstehen könnte, daß der Verfasser mit seinen Darlegungen vollständig Recht hätte und das absprechende Urtheil desselben, welches sich, nebenbei bemerkt, mit der landläufigen Meinung über die Bäcker vielfach deckt, ein unbegründetes sei.

Der Verfasser behauptet in seinem Artikel, was das Weißgebäck anbetrifft, daß dasselbe hierorts weder an Quantität noch an Qualität genügend sei und weit kürzer den an anderen Orten hergestellten Backwaaren zurückstehe, wobei er noch als Beweis anführt, daß hierorts ein normaler Eifer von einer Semmel nicht hat werden können. Das Letztere mag seine Richtigkeit haben, aber damit ist noch lange nicht der Nachweis gegeben, daß die Bäcker ihre Semmeln zu klein fabriciren gegenüber dem vielen Geld, was die Leute dafür bezahlen, oder daß sie anderwärts größer wären. Im Gegentheil läßt sich behaupten, daß an allen Orten, wo die gleichen örtlichen Verhältnisse bestehen, auch die gleiche Menge Gebäck für denselben Preis geboten wird.

In Bezug auf die Qualität des hiesigen Weißgebäcks ist der Verfasser gleichfalls im Irrthum, wenn er das hiesige als ganz minderwerthig gegenüber dem Gebäck in anderen Städten bezeichnet. Es mag wohl Orte geben, die, entsprechend der Zusammensetzung ihrer Bevölkerschaft, ein etwas weißeres Gebäck mehr verbrauchen, ebenso wie es auch Gegenden giebt, wo das Weißgebäck von dunklerer Farbe ist. Dieses richtet sich nach den örtlichen Gewohnheiten der Consumenten, welchen der Bäcker seinen Geschmack nicht aufzwingen kann. Er muß die Waare liefern, die man verlangt, und dabei gleicht die bessere Qualität die geringere Quantität aus.

Das Weißgebäck an und für sich, wie es nun hierorts und z. B. in Dresden geliefert wird, kann auch andererseits nicht gut mit einander verglichen werden, weil z. B. die Dresdner Semmel und die Leipziger Semmel ganz verschieden von einander sind. Gesetzt wenn man annehmen wollte, daß die Dresdner Semmel in ihrem Ausehen, Form, Geschmack ꝛc. gewisse Vorzüge vor der Leipziger Semmel hätte, an Qualität also überlegen als diese wäre, so läßt sich dies doch auch von der letzteren behaupten, da sich über den Geschmack überhaupt nicht streiten läßt.

Daß die Leipziger Semmel nicht die gleichmäßige Vorzüglichkeit und das feinere glänzende Aussehen der Dresdner hat, auch im Geschmack etwas anders ist, ja sogar bei Verwendung des gleichen Mehles etwas dunkler an Farbe ausfällt als die Dresdner Semmel, mag wohl richtig sein, aber daran können die hiesigen Bäcker auch das Geringste ändern, so lange das Publikum eben Leipziger Semmeln verlangt. Der Grund dafür liegt darin, daß für die Leipziger Semmeln das Backverfahren ein wesentlich anderes ist, als für die Semmeln in Dresden und anderwärts. Die Dresdner Semmeln kommen mit voller Gahre und benetzter Oberfläche in den Ofen, während die hiesigen Semmeln weit weniger ausgegahrt und fast trocken in den Backofen gelangen, um dort erst bis zur vollen Größe aufzugehen. Es ist also lediglich die Form des Gebäcks, welche die Unterschiede zwischen den Semmeln in Leipzig und Dresden hervorbringt, weil dadurch das Backverfahren für beide ein anderes wird. Daß dem wirklich so ist, kann man auch daraus sehen, daß auch bei uns die Stolle und der Kuchenteig ganz verschieden in ihrer Vorzüglichkeit und in ihrem Geschmacke sind, auch wenn sie von dem gleichen Teige hergestellt werden.

Die Bemerkungen, welche also hierüber den Bäckern gemacht werden, sind nicht begründet, so lange die hiesigen Einwohner die althergebrachten Leipziger Semmeln verlangen.

Das Weiteren kommt nun der Verfasser auch auf den Preis des Roggenbrodes in unserer Stadt zu sprechen und behauptet dabei, daß die Bäcker dahier und Umgebung das Publikum ganz unverhältnißmäßig übertheuerten und einen fabelhaften Gewinn aus ihrem Geschäfte zögen. Er beschränkt sich hierbei nicht auf die Wiederholung allgemeiner Lamentationen, sondern giebt sich auch die größte Mühe, seine Angaben zu beweisen, wobei er sich auf den Verwaltungsbericht der städtischen Brodbäckerei des Armenamtes und die öffentlich bekanntgegebenen Preislisten der Bäcker und Brodhändler stützt. Und in der That würde er völlig Recht haben, über eine Ausbeutung des Publikums durch die Bäcker zu klagen, wenn die Zahlen seiner Aufstellung richtig wären, wenn die Bäcker sich für ein Kilogramm Roggenbrod 30 ℔ ₰ bis 31 ₰ bezahlen ließen, während die städtische Armenbäckerei die Herstellungskosten desselben auf 16.8 ₰ das Kilogramm beziffert. Aber das Rechnungsexempel ist falsch.

Die Herstellungskosten des Armenbrodes, wie sie die städtische Brodbäckerei berechnet, sind im Wesentlichen den Verhältnissen entsprechend, aber wer in aller Welt läßt den Verfasser des Artikels an die Richtigkeit der von Seiten des Amtes veröffentlichten Preislisten hiesiger Bäcker und Brodhändler glauben, wonach solche das Pfund Roggenbrod mit 16 ₰ verkaufen? Oder hat nur auch irgend Jemand in der Stadt während der letzten Jahre jemals so viel dafür bezahlt? In diesen, auch bei den Bäckern aushängenden Listen sind die Preise angegeben, aber da hier das Pfund Brod so verschiedentlich von 10 ₰ bis 30 ₰ im Preise normirt wird, so mußte dem Verfasser bei Durchsicht derselben doch wohl aus der großen Differenz die Ahnung kommen, daß es damit eine ganz besondere Bewandtniß haben muß. Weshalb die Bäcker in diesen Listen den Preis für Brod so hoch stellen, soll hier nicht weiter erörtert werden, in Wirklichkeit verkaufen sie es aber viel billiger, und um deswillen ist auch die Zusammenstellung dieser Preise aus den veröffentlichten Listen ganz falsch, weil diese Preise den wirklichen Verkaufspreisen durchaus nicht entsprechen. Die wirklichen Verkaufspreise lassen sich viel bestimmter aus den Annoncen des Tageblattes entnehmen, wie sie von den Händlern zeitweise angeboten werden. — Wenn man diese nun für die in Frage stehende Zeit durchsieht, so kann man leicht finden, daß der Brodpreis während der letzten Jahre im Klein-Verkauf nur selten über 10 ₰ das Pfund Brod hinausgegangen ist, abgesehen von einigen der größeren Brodbäckereien, die ½ oder 1 ₰ höher im Preise hielten. Gegenwärtig wird es fast überall für 9, höchstens 10 ₰ verkauft und dafür den Leuten ins Haus gebracht.

Die Händler, welche durchschnittlich 1 ₰ pro Pfund daran verdienen, erhalten es also vom Bäcker schon mit 8 ₰ das Pfund frei ins Haus, ja hier und da sogar noch zu geringerem Preise.

Bei einer Vergleichung könnten für die Bäcker doch nur die Preise in Anlauf kommen, zu denen sie es an die Händler abgeben, und hieraus läßt sich berechnen, daß die Bäcker keineswegs ihr Brod nicht wesentlich höher verkaufen könnten, als die städtische Brodbäckerei die Herstellungskosten für das von ihr gelieferte Brod bewerthete, während diese Verkaufspreise gegenwärtig sogar noch unter diese Ziffer heruntergehen. Wo nimmt nun der Verfasser des Artikels wohl den hohen Gewinn her, den die Bäcker dabei gemacht haben und fortwährend noch herausschlagen?

Bei einem näheren Eingehen auf die Sache stellt sich die Rechnung für die Bäcker sogar noch ungünstiger, wenn man erwägt, daß diese hierorts gar nicht mehr in der Lage sind, Roggen zu kaufen wie die städtische Bäckerei, sondern blos Mehl beziehen und solches also höher bezahlen müssen, weil auch der Müller dabei profitirt; und außerdem müssen die Bäcker auch noch die Transportkosten für das Brod tragen, während die städtische Bäckerei solche nicht zu berechnen braucht.

Die Qualität des Brodes von den hiesigen Bäckern wird von dem Verfasser zwar nicht direct getadelt, aber er läßt doch durchblicken, daß es nicht so gut sein könne als das Brod aus der städtischen Brodbäckerei. Das Brod aus der städtischen Bäckerei hat noch Niemand getadelt, und es bedurfte der Beleuchtung durch den Professor Dr. F. Hofmann, daß es gut ist, nicht, aber denn so gut ist sicher auch das weiße Brod, was die anderen Bäcker der Stadt und Umgebung backen, auch wenn sie ein solches Gutachten nicht haben. Ja ich gehe sogar weiter und behaupte, daß das Brod, welches die Bäcker liefern, besser als das Brod ist, das aus der städtischen Bäckerei kommt. Den Beweis dafür gebe ich daraus, daß die städtische Bäckerei laut ihren eigenen Angaben ein Mehl verwendet, das als Kleber ausgemahlen gelten muß, weil aus 100 Kilogramm Roggen 70 Kilogramm Mehl zum Backen entnommen sind. Das Mehl aber, das die Bäcker hierorts und in der Umgegend zum Brode verwenden, ist weicher und darum theurer, weshalb es der Erfahrung nach kaum mit 62 bis 64 Kilogramm Mehl auf 100 Kilogramm Roggen ausgemahlen sein kann. Das allerdings möchte es fast scheinen, daß der Selbstkostenpreis des Brodes in der Armenbäckerei ein sehr hoher ist, ja daß er vielleicht die Verkaufspreise, welche die Bäcker durchschnittlich von ihren Händlern fordern, noch übersteige, und ich bin überzeugt, daß das Armenamt der Stadt das Brod abwegen, aber billiger erhielte, wenn man es von den Bäckern beziehen würde, anstatt es auf eigene Rechnung zu backen.

Ich wiederhole alles noch einmal, daß der Leute, welche die Bäcker des Brodbackens und der Ausbeutung des Publikums beschuldigen, im schweren Irrthum befangen sind, den aufzuklären diese Zeilen beitragen mögen.

Fr. Wilh. Bernstein, Bäcker.

Unterzeichneter erlaubt sich eine kleine Klarlegung des betreffenden Artikels zu geben, indem ihm eine dreißigjährige Thätigkeit am hiesigen Platze zur Seite steht. Was den ersten Punct anbelangt, daß es in Dresden ꝛc. feineres Gebäck giebt, ist eine unbestrittene Thatsache, aber daß es daran liegen soll, daß die Leipziger Bäcker den Preis für feineres Mehl nicht aufgeben wollen, kann ich nicht zugeben. Die Sache liegt anders. In Dresden und weiterhin in den östlichen Städten, ist die Form der weißen Waare eine ganz andere als wie in Leipzig; wie viel Versuche sind nun schon gemacht worden, auch hier die feineren, hauptsächlich ungarischen Mehle einzuführen, aber es ist unmöglich, weil es sich nicht zur Form unserer Semmel eignet, es hat zu viel Kleberstoff, die Semmel kann sich nicht binden, es werden lauter Schneider, die Niemand haben will, und somit sind unsere Müller genöthigt, ein Mehl zu liefern, das unserer Bäckerei entspricht. Ja, aber warum führen Sie denn keine Dresdner Bäckerei ein? werden Sie fragen. Ist Alles schon dagewesen; vor circa zehn Jahren hatten wir am Markt eine echt Dresdner Filiale, aber schon nach kurzer Zeit ging sie wegen zu geringen Umsatzes ein, andererseits sind ebenfalls Versuche gemacht worden, aber immer mit geringem Erfolge; der Leipziger ist einmal an seine Semmel gewöhnt, davon läßt er nicht. Was nun den zweiten Punct, den Preis, anbelangt, darüber kann und wird sich Niemand mehr beschweren können, da sorgt schon die liebe Concurrenz; was würden wohl die Dresdner Bäcker sagen, wenn sie für 70—80 Gramm weißes Gebäck 9½ ₰ bekämen? Ja Leipzig können sie es haben, ja die Leipziger Bäcker sorgen schon dafür, daß ihren Kunden die billigen Preise auch zu Gute kommen.

Was nun endlich das Brod anbelangt, so scheint der Herr Einsender bis jetzt immer tüchtig übervortheilt worden zu sein, wenn er die angegebenen Preise hat zahlen müssen, und ich bitte ihn, bei nächstem Bedarf nur nach dem Nachbarstadtl zu schicken, wo er schon das beste Brod für 10 ₰ haben kann, und ich glaube, daß es die meisten meiner Herren Collegen für denselben Preis geben. Was auch dem Mehlpreise von 10 ₰ 4 Creuzer entspricht, denn nur die Mehlpreise sind für uns maßgebend.

Hochachtungsvoll

Fr Bartholomäus, Bäckermeister.

Deutscher Schriftsteller-Verband.

IV. (Sächsisch-Thüringischer) Bezirksverein.

* Leipzig, 3. Februar. Der auf dem Schriftstellertag zu Dresden (24. bis 28. September 1887) ins Leben gerufene Gesammtverband deutscher Schriftsteller, dessen Sitz in Berlin ist, hat eine Art föderative Verfassung, insofern er in einzelne Bezirksvereine zerfällt, die eine selbständige Verwaltung haben, welche aber dennoch so organisirt sind, daß sie die Zwecke des Hauptverbandes fördern müssen. In dieser Weise ist ganz Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, ferner die Länder, in denen vielfach deutsches Geistesleben herrscht, z. B. die baltischen Provinzen Rußlands, Nordamerika ꝛc., in zehn literarische Provinzen eingetheilt, von denen jede gewisse Gebiete umfaßt und in den betreffenden Städten, welche so zu sagen ein Centrum der Literatur, der Publicistik und des wissenschaftlichen Lebens sind, ihren Verwaltungssitz hat. Diese Städte sind: Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Leipzig, Hamburg, München, Stuttgart, Wien, Prag und Graz.

Die Durchführung dieser überaus glücklichen Organisation des Verbandes, welche den unschätzbaren Vorzug besitzt, daß sie neben den centripetalen, nach der deutschen Reichshauptstadt zielenden Bestrebungen das centrifugale Gegengewicht der anderen deutschen Sprachzentren so entgegenstellt, daß beide, sowohl Centrum als Peripherie, die gemeinsamen Zwecke des Verbandes verfolgen müssen, wird nun bereits überall in Angriff genommen.

Auch der IV (Sächsisch-Thüringische) Bezirksverein, welcher das Königreich Sachsen, die preußische Provinz Sachsen, sowie Anhalt und die thüringischen Gebiete umfaßt und welcher seinen Verwaltungssitz in Leipzig hat, ist neuerdings ins Leben gerufen. Am 29. Januar d. J. hatte sich eine Anzahl Verbandsmitglieder, welche in den genannten Gebieten ihren Wohnsitz haben, hier (im Saale von Kipping & Helbig) versammelt und unter Vorsitz des Dr. Moritz Brasch nach etwa dreistündiger Berathung und Annahme der betreffenden Satzungen den IV. Bezirksverein constituirt. Die Statuten des Sächsisch-Thüringischen Bezirksvereins, welcher bereits 83 Mitglieder zählt (der Gesammtverband hat schon gegen 600 Mitglieder), stimmen im Wesentlichen mit denen der übrigen Bezirksvereine überein.

Den Schluß der Verhandlungen bildete die Wahl des Bezirksvorstandes, der sich in folgender Weise zusammensetzt: Dr. Moritz Brasch (Leipzig) 1. Vorsitzender, Dr. Th. Fiedler (Leipzig) 2. Vorsitzender, Edwin Normann (Leipzig) 1. Schriftführer, Gustav Schumann (Leipzig) 2. Schriftführer, Redacteur S. Werner (Leipzig) Cassirer. Revisoren: Dr. Hugo Schramm-Macdonald (Dresden), Dr. Max Vogler (Langenau). Schiedsrichter: Hofrath Rudolf Bunge (Köthen), Dr. Waldmüller-Duboc (Dresden), Dr. Albert Fränkel (Leipzig), Landgerichts. Friedrich Heibig (Gera), Dr. Robert Keil (Weimar). Stellvertreter: Gymnasialoberlehrer Dr. Adolf Brieger (Halle), Geh. Reg.-Rath Freiherr von Friesen-Thumitz (Bautzen), Hauptmann a. D. August Niemann (Gotha), Robert Prölß (Dresden), Museumsdirector Professor Dr. Carl Wörmann (Dresden). Als juristischer Beirath des Schiedsgerichts fungirt Rechtsanwalt Gustav Broda (Leipzig).

Vermischtes.

— Berlin, 3. Februar. Wie angelegentlich die Kaiserin der Entwickelung der Fortbildungsschulen für Mädchen ihre Theilnahme zuwendet, geht aus einem Schreiben hervor, welches der Cabinetsrath der Kaiserin Herr v. d. Knesebeck unter dem 24. Januar an den Vorsitzenden des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, den Landtagsabgeordneten Seyffardt-Magdeburg, gerichtet hat. Das Schreiben lautet:

„Ihre Majestät die Kaiserin und Königin haben mich zu beauftragen geruht, Euer Wohlgeboren Folgendes zur gefälligen Ertheilung mitzutheilen. In der Kenntniß, daß der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit auch die Mittel der vorbeugenden Armenpflege in den Bereich seiner Berathungen und seiner Thätigkeit zieht, wünschen Ihre Majestät die Aufmerksamkeit auf eine Bestrebung zu lenken, welche kürzlich in den mit der Bitte um Rückgabe beigefügten „Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht“ durch Veröffentlichung eines Vortrages des Dr. phil. Otto Kamp in Frankfurt a. M. über Fortbildungsschulen für Mädchen weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Ihre Majestät glauben, daß es sich hier trotz der in neuerer Zeit bestehenden zahlreichen und verschiedenartigen gemeinnützigen und wohlthätigen Unternehmungen um eine Lücke handelt, deren Ausfüllung sowohl in Bezug auf die Armenpflege, als auch das Vorhandensein eines socialen Bedürfnisses wünschenswerth ist. Es liegt nahe, beispielsweise zu vergleichen, wie dieses Bedürfniß für die Söhne der arbeitenden Klassen empfunden und thunlichst berücksichtigt, während der gleichen Aufgabe in Betreff der Töchter noch keine gebührende Rechnung getragen wird. Die Fürsorge durch die mit Vorliebe begründeten Kleinkinder-Bewahranstalten findet ihre Beschränkung in der Altersgrenze, während jene Zeit, in welcher die Töchter am meisten einer Leitung bedürfen, die sie in dem Rahmen ihres Standes zu tüchtigen Hausfrauen heranbilden sollte, nicht in entsprechender Weise einer gleichen Beachtung begegnet. Man hat in verschiedenen Orten versucht, da wo Bestehliche, Arbeitsschulen u. s. w. vorhanden sind, Mädchen an diesen Anstalten Gelegenheit zur Erlernung hauswirthlicher Thätigkeit zu geben und dies ist jedenfalls ein erfreulicher Beweis der Anerkennung einer in dieser Beziehung zu leistenden Abhilfe. Aber systematisch organisirt ist diese Seite der Armenpflege, welche durch das Familienleben eine wichtige sociale Frage berührt, noch nicht und es läge nach Ansicht Ihrer Majestät sowohl im Beruf des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, wie ja auch dem localen Bedürfnisse auch der Frauenvereine des Vaterländischen Frauenvereins, dieser Frage näher zu treten, etwa durch eine Commission Erhebungen anstellen zu lassen und in Berathungen darüber zu treten. Es würde Ihrer Majestät erfreulich sein, eine in dieser Beziehung nützliche Anregung gegeben zu haben.“

— Goldlager in Surinam. Aus Amsterdam wird geschrieben:

Nach den neuerdings aus Paramaribo gekommenen und auch anderweitig bestätigten Nachrichten hat man in Surinam ungemein reiche Goldlager entdeckt. Der gelegenste Landstrich liegt zwischen den Flüssen Lawa und Tapanahoni und mag von etwa 4—5000 Quadratmeilen über einen Flächenraum von 20—25,000 Quadratkilometern bewohnt; die Frage jedoch, wem dieses Gebiet gehört, ob Frankreich oder den Niederlanden, ist vor der Hand noch eine offene; die Grenze zwischen Surinam und Französisch-Guyana bildet der Marowijnefluß, dieser entsteht aber durch den Zusammenfluß des Tapanahoni und Lawa, und es fragt sich deshalb, ob die Grenze dem einen oder anderen der letztgenannten Flüsse entlang läuft. Thatsache ist, daß weder Frankreich noch die Niederlande sich jemals um diesen Landstrich bekümmert haben; 1861 schlug zwar eine niederländisch-französische Commission eine Grenzregulirung vor, aber die Bestätigung derselben blieb aus, wahrscheinlich weil es auf beiden Seiten an Interesse dafür fehlte. Jetzt liegt die Sache natürlich anders, und möglicherweise kann es zu Streitigkeiten über das Besitzrecht des Goldlandes kommen. Auf französischer Seite scheint man dies bereits vorausgesehen zu haben, da die Regierung von Cayenne ihren Unterthanen streng untersagt hat, sich nach dem Landstrich zu begeben, um daselbst Gold zu graben, welches Verbot die Regierung in Paramaribo ihren Unterthanen gegenüber ebenfalls erlassen hat. Allein gerade deshalb ist der Zuzug von Goldsuchern ein ungeheurer geworden, und wenn auch die französische Regierung von Zeit zu Zeit eine Abtheilung Soldaten dahinschickt, um die Abenteurer zu verjagen so hilft dies selbstverständlich nur wenig, da sich letztere nach dem Abzug der Soldaten alsbald wieder einstellen. Der französische Reisende Coudreau, der dieses Goldland näher untersuchte, behauptet in seinem Bericht an die Société de géographie commerciale in Paris, daß der Goldreichthum dieses Bezirks dem von Australien und California mindestens gleichkomme und berichtet, daß einfache Goldsucher mit ihren unvollkommenen Werkzeugen nach einmonatlicher Arbeit mit einer Ausbeute von 10 bis 15 Kilogramm Gold zurückgekommen seien; ja, ein Blatt in Paramaribo, der „Westindier“ meldet, daß in sehr kurzer Zeit 800 Kilogramm Gold gefunden worden seien. Bis jetzt hat die Regierung in Surinam große Zurückhaltung an den Tag gelegt, wiewohl das holländische Recht für die Niederlande zu sprechen scheint, da dieselben nachgewiesenermaßen vor etwa 100 Jahren am Zusammenlauf des Lawa und Tapanahoni einen ostindischen Posten hatten, der aber später eingegangen wurde. Und wenn es wahr ist, was Coudreau behauptet, daß Milliarden und Millionen in diesem Boden schlummern und nur auf die ausbeutende Hand des Menschen warten, dann wird man niederländischerseits gewiß nicht länger warten, die Hoheitsrechte geltend zu machen.

— Bezüglich der neuen chinesischen Militairschule in Tientsin bringt der „Messager officiel“ einige bemerkenswerthe Nachrichten.

Nach genannten Blatte beschloß die chinesische Regierung auf Anregung des Gouverneurs der Provinz Tschili, Li Hung Tschang, vor ungefähr drei Jahren, eine Anstalt zu gründen behufs Heranbildung tüchtiger, gut unterrichteter eingeborener Officiere, und wurde im Jahre 1885 zu diesem Zweck in Tientsin der erste Cursus für chinesische Militairzöglinge eröffnet, während gleichzeitig aber kurze Zeit darauf die Errichtung eines eigenen Gebäudes für das chinesische Cadettencorps in Angriff genommen wurde, das als Muster dienen soll für die in jeder der 18 Provinzen des chinesischen Kaiserreiches neu zu erbauenden Militair-Bildungsanstalten.

Die neue Militairschule in Tientsin liegt am Ufer des Peiho, nimmt einen Flächenraum von etwa 600 Quadratmeter ein und entspricht, trotzdem dieselbe in keiner Weise von der landesüblichen Bauart abweicht, ihrer Bestimmung auf das Vollkommenste. Außer einer großen Zahl von Laufgängen, Speise- und Schlafsälen enthält das Gebäude große Lehrsäle, zwei Bibliothekzimmer, einen Waffensaal, photographische und lithographische Atelierd, chemische und physikalische Laboratorien, sowie einen Fechtsaal. Neben der Anstalt liegt ein großer Exercirplatz, auf welchem die Cadetten sich im Schießen und mit zu diesem Zwecke commandirten Truppenabtheilungen, aus Infanterie und Artillerie bestehend, im Garnisons- und Felddienst üben. Leiter der Schule ist ein Chinese, Tschai Yung-Tang-Pan, welchem der frühere deutsche Artilleriemajor Pauli unmittelbar untergeordnet ist. Die Lehrfächern sind gleichfalls fremde, zum größten Theile frühere deutsche Officiere, welche die Schule ganz nach deutschem Muster eingerichtet haben.

Als Zöglinge sollen bestimmungsgemäß nur solche junge Leute der oberen Classen aufgenommen werden, welche das 14. Lebensjahr erreicht, das 15. jedoch noch nicht überschritten haben; zur Zeit kann indessen diese Vorschrift keine Beachtung finden, weil es sich darum handelt, in möglichst kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl von brauchbaren Officieren heranzubilden, und ist die Regierung daher gezwungen, Leute von 40, ja sogar von 50 Jahren in die Anstalt aufzunehmen. Die Zöglinge bleiben nach ihrem Eintritt während der Dauer von vier Jahren in den unteren Classen der Schule, wo denselben Unterricht in chinesischer Kalligraphie, in fremden Sprachen, Geographie, Geschichte und Naturwissenschaften ertheilt wird. Nach Beendigung dieses Vorbereitungscursus wird der Cadet ein Jahr lang den der Anstalt zur Verfügung gestellten Truppenabtheilungen zugetheilt, wobei ihm die Wahl der Waffengattung freigestellt wird, dient darauf ein zweites Jahr im activen Heere und kehrt dann zur Militairschule zurück, um einen fachwissenschaftlichen Cursus durchzumachen. Nach bestandenem Examen wird der Cadet zum Officier ernannt und als solcher dem stehenden Heere überwiesen.

— Die Bierbrauereien der Welt brauen alljährlich, nach einer Notiz des „Bierbrauer“, etwa 150 Millionen Hektoliter Bier. Davon entfallen 22½ Millionen Hektoliter auf Amerika, 1 Million Hektoliter auf Australien und der Rest auf Europa. Unter den europäischen Staaten nimmt England mit 46 Millionen Hektoliter den ersten Rang ein; Deutschland kommt dann mit 42½ Millionen, Oesterreich-Ungarn mit 13¼ Millionen, Belgien mit 9¾ Millionen, Frankreich mit 8 Millionen, Rußland mit 4½ Millionen, die Niederlande mit 1½ Millionen Hektoliter, während die Schweiz, Schweden, Norwegen, Italien ꝛc. noch bei Weitem nicht eine Million erreichen. — Der Verbrauch ist nur auf 148 Millionen Hektoliter beziffert, weil über den Verbrauch in verschiedenen Ländern nur schwer genaue Angaben zu erlangen sind. Der Bierverbrauch auf den Kopf stellt sich folgendermaßen: In Belgien kommen auf den Bewohner 165, in Großbritannien 122, in Deutschland 90, in Dänemark 57, in den Niederlanden 34, in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz 33, in Norwegen 31, in Frankreich 21, in Schweden 20, in Rußland kaum 5 und in Italien gar nur ⅒ Liter. Im deutschen Reiche hat sich die Biererzeugung im letzten Jahrzehnte um 2½ Millionen Hektoliter gehoben. Im norddeutschen Brauhlrerzgebiet steigerte sich die Erzeugung von 21½ auf 24½ Millionen, in Bayern von 12 auf über 12½, in Baden von 1 auf 1¼, Elsaß-Lothringen von ¾ auf ⅞ Millionen Hektoliter. Nur in Württemberg ist die Erzeugung von 3⅛ auf 3 Millionen Hektoliter zurückgegangen.

Literatur.

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Hr. Wilh. Grunow, Leipzig. 47. Jahrgang. Nr. 6. Inhalt: Ein neuer Schritt Rußlands in Turanien. — Unsere Landwirthschaft und ihre amerikanische Concurrenz. — Der deutsche Bund. Von R. Pape. (Fortsetzung.) — Zur Geschichte des realistischen Romans. — Ebbe. — David Brionsk. Von H. von Schreibershofen. (Fortsetzung.)

* * *

Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat den glücklichen Gedanken gehabt, die Romane, welche in ihrem Journal, der „Deutschen Romanbibliothek“, erscheinen, außerdem noch als einzelne, elegant ausgestattete, leicht lesbare Bände, die eine zierliche und doch dabei vornehme Salonbibliothek bilden, herauszugeben. Jeder